

Zeitschrift: Obstetrica : das Hebammenfachmagazin = la revue spécialisée des sages-femmes
Herausgeber: Schweizerischer Hebammenverband
Band: 118 (2020)
Heft: 1-2

Artikel: Wie wirkt sich häusliche Gewalt auf die Eltern-Kind-Beziehung aus?
Autor: Mögel, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-949036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie wirkt sich häusliche Gewalt auf die Eltern-Kind-Beziehung aus?

Das Erleben häuslicher Gewalt erfüllt kleine Kinder nicht nur mit Angst und Misstrauen gegenüber ihren Eltern, es wird auch zu einem Mittel der Selbstbehauptung im Umgang mit anderen Menschen. Denn sie entwickeln sich im ständigen sozialen Austausch mit ihren Bindungspersonen und orientieren sich an deren emotionaler Verfassung und Verfügbarkeit. Welche Anzeichen zeigen Babys, deren Eltern von häuslicher Gewalt betroffen sind? Und welche präventiven Massnahmen können Fachpersonen ergreifen?

TEXT:
MARIA MÖGEL

Leos Mutter hatte nach seiner Geburt noch von der Wochenbettabteilung aus mit ihm und seinem älteren Bruder in einem Frauenhaus Zuflucht gesucht. Sie hatte zwar eine eigene psychotherapeutische Behandlung erhalten, in welche die Kinder aber nicht einbezogen worden waren. Als sie zwei Jahre später erneut die Trennung wagte, dekompenzierte sie so stark, dass die Kinder platziert werden mussten.

Seine erste Therapiestunde eröffnete der 3,5-jährige Leo, mit den Worten: «Ich bin viel stärker wie du und mein Papi ist noch viel stärker», wobei er versuchte, mich in eine Ecke zu drängen und anzuspucken. Nachdem ich ihm versichert hatte, dass er bei mir vor Schlägen sicher wäre und auch ich mich schützen könne, nahm er aus der Puppenstube die Mutter und zwei Kinderfiguren, baute eine Mauer aus Bauklötzen um sie herum, näherte sich dann mit der Vaterfigur und sagte: «Der darf nicht da sein, der hat ihr weh getan.» Dann setzte er die beiden Kinderfiguren in ein Auto und meinte, «Die müssen jetzt auch weg», und liess das Auto an die Wand krachen.

Soziale und emotionale Herausforderungen

Leos Schicksal und das seiner Familie sind kein Einzelfall. Deutschen Studien zufolge sind Partnerschaften mit Kindern am intensivsten und häufigsten von häuslicher Gewalt betroffen und geht die Gründung einer Familie mit der Abnahme der Partnerzufrieden-

heit einher (Kavemann & Kreyszig, 2006). Der Verlust der Zuwendung durch den Partner, Einschränkungen in der Sexualität, wirtschaftliche Sorgen durch Lohnausfall und Betreuungskosten und die mit der Geburt eines Babys einhergehende hohe gegenseitige Abhängigkeit junger Eltern befördern eine Zunahme von Konflikten. V. a. sind die Erwachsenen nach einer Geburt und in den ersten Lebensjahren eines Kindes maximal gefordert: einerseits durch die tiefgreifende Veränderung ihrer eigenen Persönlichkeit und sozialen Position in der neuen Elternrolle und andererseits durch die vielen Aufgaben, welche die Fürsorge für ein Baby mit sich bringt, das lückenlos Aufmerksamkeit, Einfühlung, Betreuung und Schutz braucht.

Babys nutzen Signale zur Selbst- und Welterkundung

Häusliche Gewalt ist daher häufig nicht alleine das Problem eines unreifen und zur Gewalt neigenden Mannes, sondern darüber hinaus oft auch ein Hinweis auf soziale und psychische Risiken im erweiterten Familiensystem und auf Umweltbelastungen wie Migration oder prekäre Arbeits- und Lebensverhältnisse. V. a. ist häusliche Gewalt in der frühen Kindheit nichts, das sich alleine zwischen den erwachsenen Partnerinnen und Partnern abspielt oder vor den Kindern verborgen werden könnte.

Säuglinge, Klein- und Vorschulkinder entwickeln sich im ständigen sozialen Austausch mit ihren Bindungspersonen und orientieren sich an deren emotionaler Verfassung und Verfügbarkeit. Sie erleben und beobachten von Anfang an deren Umgang miteinander und mehr noch: Babys brauchen die körperlichen und psychischen Signale ihrer vertrauten Erwachsenen als Informationen zur Selbst- und Welterkundung. Diese ersten generalisierten Beziehungserfahrungen dienen ihnen als Grundlage ihres Bindungsverhaltens, d. h. sie sind vorsichtig und stellen ihre Aktivität ein, wenn die Mutter oder der Vater Angst oder Bedrohung signalisieren, und sie explorieren, wenn die Bindungsperson entspannt und verfügbar ist. Auch zeigte die Forschung der Lausanner Gruppe um Elisabeth Fivaz-Depeursinge (2009) in beeindruckender Weise, wie schon

drei Monate alte Säuglinge mit ihren Eltern in einen Dialog eintreten können, in dem sie empfindlich auf Stimmungsabfall und Schwankungen in der Beteiligung beider Erwachsener reagieren.

Stress kann anregend ...

In der frühen Eltern-Kind-Beziehung, insbesondere im körperlich so engen Austausch zwischen Mutter und Baby, tauchen unvermeidlich Gefühle von Frustration, manchmal auch Angst und sogar Hass aufseiten der Erwachsenen auf. Das unvorhersehbare Verhalten des noch wenig vertrauten Säuglings, langdauerndes, nicht zu beruhigendes Schreien, die ständige körperliche und psychische Beanspruchung durch den emotionalen Austausch mit einem Kind, das noch nicht sprechen kann, ist erschöpfend. Psychisch nicht belastete Erwachsene in einer einigermaßen stabilen Umwelt und ebenso durchschnittlich gesunde Babys können mit diesen in der Beziehung blitzartig auftauchenden und schnell wieder abklingenden negativen Emotionen nicht nur fertig werden, sie nützen solche Unstimmigkeiten auch zur Reifung und gegenseitigen Anpassung. Die Erwachsenen erfahren dabei etwas über ihr Kind, seine Bedürfnisse und sich selbst als Eltern, die Babys ihrerseits lernen ihre Bedürfnisse immer gezielter mitzuteilen, entwickeln Vorstellungen von sich und ihren Eltern und übernehmen deren Umgang mit Panik oder Frustration.

... oder (re)traumatisierend sein

Diese Co-Regulation von Gefühlszuständen in der frühen Eltern-Kind-Beziehung gelingt kaum immer auf Anhieb. Sie ist durch Versuch und Irrtum in Prozessen von misslingender Passung und Reparatur («mismatch and repair») gekennzeichnet, wie es die Säuglingsforscher Edward Tronick und Andrew Gianino (1986) ausdrücken. Das Erleben von Stress und seine – meist gelingende – Auflösung in der Beziehung bilden die Grundlage einer vertrauten Beziehung und Bindung und unterstützen Selbstregulationsprozesse beim Kind. Ideale von völliger Harmonie oder unbeschränkten Wohlbefindens in der Beziehung zum Baby sind

Das Erleben von Stress und seine – meist gelingende – Auflösung in der Beziehung bilden die Grundlage einer vertrauten Beziehung und Bindung und unterstützen Selbstregulationsprozesse beim Kind.

dagegen entwicklungspsychologisch unsinnig und verunsichern junge Eltern in der vulnerablen postpartalen Zeit unnötig. Im Gegensatz zum beschriebenen normativen und entwicklungsfördernden Stress beeinträchtigen anhaltende Zustände von Erregung und Angst in Form von Gewalt und psychischer Verstörung bei den Eltern jedoch ihre Schwingungsfähigkeit im Austausch mit dem Kind in schwerwiegender, manchmal traumatisierender Weise.

Eltern geben ihre Traumatisierungen weiter

Forschungsbefunde zeigen, dass Eltern, die in der Kindheit selbst unter Gewalt, Vernachlässigung oder sexuelle Traumatisierung erlebten, viel grössere Mühe haben, einfühlsam auf heftige Bindungssignale (Schreien, Unruhe usw.) ihrer Säuglinge oder Kleinkinder zu reagieren als später traumatisierte oder unbelastete Eltern. Auch gingen Mütter, die unter häuslicher Gewalt litten, weniger einfühlsam mit ihren Kindern um. Besonders aufschlussreich für das Verständnis längerfristiger Auswirkungen von häuslicher Gewalt auf die Mutter-Kind-Beziehung ist die Forschung von

Daniel Schechter und seinem Genfer Team (Schechter & Willheim, 2016). Sie fanden in Interviews heraus, dass Mütter, die Gewalt durch Partner oder Bindungspersonen erlitten hatten, das Weinen oder Schreien ihrer Kleinkinder in Trennungssituationen als aggressiv und gegen sich gerichtet erlebten und nicht als Angst und Bedürftigkeit einordnen konnten. Wurden solche Mütter in bildgebenden Verfahren wieder mit Trennungsreaktionen ihrer Kinder konfrontiert, zeigte sich, dass der kindliche Stress bei den Müttern Zustände von posttraumatischer, cortico-limbischer Dysregulation, also Überflutung mit Angst triggerte.

Mütter ohne posttraumatische Störung ordneten dagegen das Verhalten ihrer Kinder stimmig ein und zeigten keine Gehirnaktivität im limbischen System, sondern einzig in den Arealen, die emotionale Signale mit Kognitionen verarbeiten. D.h. die emotionale Erregung kleiner Kinder kann in traumatisierten Müttern Reaktionen von Retraumatisierung mit Rückzug oder angriffigem (intrusivem) Verhalten hervorrufen und so zur transgenerationalen Weitergabe von Traumen in der Beziehung auch dann beitragen, wenn die Kinder und ihre Mütter in der aktuellen Familie keiner Gewalt ausgesetzt sind. Weitere Forschungen ergaben, dass hingegen die Ressource einer sensitiven Bindungsbeziehung posttraumatischen Stress abmildert und Mütter die eigene Traumatisierung im Beziehungsaustausch mit ihren Kindern besser auffangen konnten, wenn sie

über reflexive und sensitive Kompetenzen verfügten, wie sie auch in psychotherapeutischen Behandlungen gefördert werden.

Auf diese Anzeichen ist bei Babys zu achten

Nicht alle Eltern können über aktuelle oder erlittene Traumatisierung sprechen und sich Hilfe holen. Belastungszeichen bei Babys oder Kleinkindern, die elterlicher (Re-)Traumatisierung ausgesetzt sind, können sich in motorischer Passivität, einem über längere Zeit andauernden, schlechten Gedeihen, desorganisiertem Bindungsverhalten oder ganz unspezifisch auch in Regulationsstörungen zeigen. Rückzug, auffallend häufiges Wegdrehen des Köpfchens oder Sichverspannen eines Babys im Körperkontakt mit den Eltern sowie Hypervigilanz oder ein unbeweglich starrer Blick des Babys auf Ansprache («frozen fearfulness») können Hinweise auf das Miterleben von Gewalt und Angst in der Beziehung sein, die sorgfältig zu verschiedenen Zeitpunkten beobachtet und einer Abklärung zugeführt werden müssen.

Interventionen für die belastete Beziehung

Die wichtigste, aber nicht immer einfach zu bewirkende Massnahme ist das Schaffen einer sicheren Umwelt. In den letzten Jahren ist die Sensibilität in der Gesellschaft für die Schutzbedürftigkeit der Kinder bei häuslicher Gewalt gestiegen. Es ist nun üblich, dass bei Polizeieinsätzen die Präsenz

Mütter, die Gewalt durch Partner oder Bindungspersonen erlitten hatten, erlebten das Weinen oder Schreien ihrer Kleinkinder in Trennungssituationen als aggressiv und gegen sich gerichtet und konnten es nicht als Angst und Bedürftigkeit einordnen.



Antje Kroll-Witzer

Studien aus den USA und Deutschland zeigten, dass eine längerfristige aufsuchende und psychologisch fundierte Begleitung der Eltern-Kind-Beziehung zur Prävention vor häuslicher Gewalt sowie Belastungen in der Beziehung von Eltern und Kind beitragen.

eines Kindes vermerkt und Massnahmen zur Abklärung seiner Befindlichkeit eingeleitet werden. Manche Gemeinden verfügen über Anlaufstellen bzw. aufsuchende Teams für betroffene Familien. Eine sichere Umwelt herstellen bedeutet zunächst, die Gefahr weiterer Gewaltposition auszuschliessen.

Aber auch innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung und im Umgang des kleinen Kindes mit seinem eigenen Körper- und Affekterleben, z. B. im Überflutetwerden mit negativen Emotionen, müsste wieder Sicherheit vermittelt werden. Dazu sind psychologische Interventionen wie eine Mutter-/Eltern-Kind-Therapie notwendig, die das Vertrauen in der Beziehung wiederherstellen und den Müttern helfen sollen, die häufig dysregulierten Emotionen ihrer Kinder besser lesen zu können und nicht mehr im Sog der Traumaerfahrung zu beantworten. Psychotherapeutische Interventionen greifen allerdings nur in geschützten Verhältnissen, in einer anhaltend bedrohlichen Umwelt sind sie nur beschränkt wirksam. Auch bleibt die Belastung des Vater-Kind-Verhältnisses nach häuslicher Gewalt noch weitgehend unbeachtet. Die üblichen Besuchsregelungen führen bei Säuglingen und Kleinkindern nicht selten zu Retraumatisierungen bei Mutter und Kind, und auch die Behandlungsbedürftigkeit im Vater-Kind-Austausch ist ein vernachlässigtes Thema.

Wie sieht die Prävention aus?

Häufig begegnen Geburtshelfer/-innen, Hebammen und Stillberater/-innen jungen Familien in Krisensituationen, die nicht nur der Umstellung auf das Leben mit einem Baby, sondern weiteren und langfristigeren Risikofaktoren wie Armut, psychische Belastung, frühe Traumatisierung, Migration oder ungesicherte soziale Existenz geschuldet sind. Studien aus den USA und Deutschland zeigten, dass eine längerfristige aufsuchende und psychologisch fundierte Begleitung der Eltern-Kind-Beziehung zur Prävention vor häuslicher Gewalt sowie Belastungen in der Beziehung von Eltern und Kind beitragen. In Anlehnung an das psychotherapeutische Manual «Don't hit my Mommy» zur Behandlung traumatisierter Kleinkinder von Alicia Lieberman und Patricia Horn (2005) sollen abschliessend Themen von Unterstützung aufgeführt werden, die Fachpersonen der frühen Kindheit – in

der Schweiz sind dies v.a. Hebammen, Mütter-/Väterberaterinnen und spezifische Institutionen – gut in ihre Beratungsarbeit übernehmen können:

- **Beziehungsbezogene Interventionen:** einen Dialog oder ein Spiel zwischen Mutter (Vater) und Baby anregen oder positiv hervorheben, bei dem die Mutter / der Vater das Kind anspricht und berührt bzw. seine körperlichen Signale aufnimmt.
- **Entwicklungsberatung:** Nicht nach Plan, sondern spontan, passend zur Befindlichkeit des Babys oder dem Mutter-Kind-Austausch (z. B. «Ah, er sieht Sie an, nachdem Sie eben zu ihm gesprochen

und sein Gesicht berührt haben ... Babys lieben es, das Gesicht ihrer Mütter/Väter zu betrachten und mit ihrer Stimme und Berührung in Zusammenhang zu bringen»).

- Schützendes Verhalten im Umgang mit dem Baby unterstützen oder vorzeigen.
- Den Eltern emotionale Unterstützung geben (z. B. «Es ist jetzt viel, das hat Sie beide erschöpft und frustriert, aber für Ihr Baby war es so hilfreich. Was könnten Sie jetzt Gutes für sich tun?»).
- Konkrete Hilfestellungen wie den Beizug von Entlastungshilfen, weiterer Betreuung und Behandlung u. ä. organisieren. ☉

AUTORIN



Maria Mögel,

Dr. rer. nat., Fachpsychologin FSP und Psychotherapeutin in Gemeinschaftspraxis mit dem Spezialgebiet Frühe Kindheit, www.babyundkleinkind.ch, sowie Mitarbeit am Kinderspital Zürich, Abteilung Entwicklungspädiatrie; Supervisorin und Dozentin. Langjährige Mitarbeit in Kinderschutzgruppen im Kanton Zürich und in St. Gallen.

Literatur

Fivaz-Depeursinge, E. (2009) Trianguläre Kommunikation von Babys in «Zwei-für-einen»- versus «Zwei-gegen-einen»-Dreiecken. *Familiendynamik – Systemische Praxis und Forschung*; 2:136–45.

Kavemann, B. & Kreyszig, U. (2006) Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lieberman, A. & Van Horn, P. (2005) Don't Hit My Mommy. A Manual For Child-Parent Psychotherapy With Young Witnesses Of Family Violence. Washington, D. C.: Zero to Three Press.

Schechter, D. & Willheim, E. (2016) Wenn Elternschaft undenkbar wird. In: Elternschaft: klinische und entwicklungspsychologische Perspektiven, Jahrbuch Kinder- und Jugendlichenanalyse, Band 5. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.

Tronick, E. & Gianino, A. (1986) Interactive mismatch and repair: Challenges to the coping infant. *Zero to Three*; 6: 1–6.